

Soziologie - Schlüsselwissenschaft des 20. Jahrhunderts?

Matthes, Joachim

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Matthes, J. (1981). Soziologie - Schlüsselwissenschaft des 20. Jahrhunderts? In J. Matthes (Hrsg.), *Lebenswelt und soziale Probleme: Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980* (S. 15-27). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-135528>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Soziologie: Schlüsselwissenschaft des 20. Jahrhunderts?

Joachim Matthes

Die grundlagentheoretischen Kontroversen, die in den sechziger und beginnenden siebziger Jahren unsere Disziplin beherrschten, und in denen über die Verhandlung wissenschaftlicher Einzelfragen hinaus das Selbstverständnis des Faches berührt wurde, sind in den letzten Jahren abgeklungen. Wie die Soziologentage in Bielefeld 1976, in Berlin 1979 und nun wohl auch hier in Bremen zeigen, ist das Geschäft der Soziologie mit dem Abklingen dieser Kontroversen keineswegs farbloser geworden. Will man diese Entwicklung als Normalisierung beschreiben, so steht dem freilich entgegen, daß zur gleichen Zeit von verschiedenen Seiten mit beachtlicher publizistischer Verve eine herbe Kritik an der Soziologie, an ihren Befangenheiten und ihren vermeintlich verheerenden gesellschaftlichen Wirkungen vorgetragen wird. Ich meine jenen Frontalangriff auf die gegenwärtige Soziologie, vornehmlich in der Bundesrepublik, für den – neben anderen – so prominente und verdienstvolle Kollegen wie Helmut Schelsky und Friedrich H. Tenbruck stehen. Diese Kritik hat innerhalb der Profession, innerhalb des gegenwärtigen soziologischen Establishments, bislang wenig erkennbare Reaktionen ausgelöst. Ich will mich hier nicht damit aufhalten, die Gründe für die bisherige Folgenlosigkeit dieser Kritik an der Profession zu untersuchen. Sie liegen sicherlich zu einem Teil in der Art, in der diese Kritik abgefaßt und vorgetragen wird; sie haben aber, täuschen wir uns da nicht, auch etwas zu tun mit dem inneren Zustand unseres Faches und mit unserer allzu eilfertigen Bereitschaft, alle Kritik, die sich als von „rechts“ kommend identifizieren läßt, als solche beiseite zu schieben. Wie dem auch sei: es soll hier darum gehen, einige der zentralen Aussagen dieser Kritik zu rekapitulieren und sie im Hinblick auf ihre Reichweite und Tragfähigkeit zu diskutieren. Diese Diskussion wird von der Absicht geleitet, sowohl die Fraglichkeiten und Grenzen dieser Deutungsversuche zur gegenwärtigen Lage der Soziologie aufzuweisen, – als auch die Ernsthaftigkeit der in ihnen enthaltenen Anfragen an das, was wir als Soziologen tun und bewirken, ins Bewußtsein der Profession zu heben. Mit anderen Worten: es geht mir hier nicht darum, zu der Themenfrage meines Vortrages eine systematisch begründete Antwort zu entwickeln. Vielmehr geht es mir darum, die Argumente zu untersuchen, auf die sich unsere Kritiker stützen, wenn sie der Soziologie mit einem deutlich negativen Akzent die Rolle einer Schlüsselwissenschaft unseres Jahrhunderts zuweisen.

Helmut Schelsky tut dies in seiner Abhandlung, die er „Anti-Soziologie“ überschreibt. Unter einer Schlüsselwissenschaft versteht er dabei eine solche, die „über ihre fachlichen Erkenntnisse hinaus für das Selbstbewußtsein und Bewußtsein einer Reihe von Generationen zum Erkenntnismittel des Lebenssinnes schlechthin“ wird. In dieser Rolle habe die Soziologie die Geschichtswissenschaft abgelöst, die im 19. Jahrhundert – und bis in das 20. hinein – die „Bewußtseinsführungswissenschaft“ gewesen sei und von deren Breitenwirkung der Geist ihrer Zeit gelebt habe. Mit dem Einrücken der Soziologie in diese Rolle sei der „Vorrang der gesellschaftlichen Auffassung vom Menschen“, der „soziale Gesichtspunkt“ nicht nur gegenüber (und in!) den anderen Wissenschaften, bis in die Naturwissenschaften hinein, durchgesetzt worden; vielmehr – und darüber hinaus – sei die „gesellschaftliche Auffassung vom Menschen“ weithin zum bestimmenden Moment des Alltagsdenkens, gleichsam zum konstitutiven Element der „natürlichen Einstellung“ der Gesellschaftsmitglieder geworden. In den Wissenschaften wie in der alltäglichen Welterfahrung erscheine der Mensch, verhängnisvollerweise eben auch im Verständnis seiner selbst, nur mehr als „Agent sozialer Beziehungen, Funktionen und Strukturen“; das Handeln des Menschen und seine Ziele würden in wissenschaftlicher wie alltäglicher Wahrnehmung in soziale Zustände und Beziehungen aufgelöst. Nur am Rande geht Schelsky – in seiner Sicht wohl konsequent – auf die Frage ein, welche Strukturbedingungen unserer Gesellschaft (oder welcher Wandel in ihnen) für dieses Einrücken der Soziologie in eine solche gesellschaftlich-kulturelle Schlüsselrolle verantwortlich gemacht werden könnten. In klassischer wissenssoziologischer Manier hält er sich vielmehr an die Trägergruppen des von ihm beschriebenen Vorgangs – und das sind die „Soziologen und ihre Gefolgschaft“, die soziologisch orientierten Intellektuellen, oder, weiter gefaßt, die „sinnproduzierenden und sinnvermittelnden Berufe“. Nun wird die gesellschaftliche Notwendigkeit der Sinnproduktion und Sinnvermittlung von Schelsky nicht bestritten (wenn auch nicht strukturanalytisch untersucht); vielmehr ist seine wohl zentrale These die, daß ihre

„an sich für das gesamte Gemeinwesen wichtige und unentbehrliche Leistung, die wir niemals bestreiten, sondern immer voraussetzen, durch die soziologische Indoktrination, also durch den Vorrang der „gesellschaftlichen“ Auffassung vom Menschen, in eine Chance zur Beherrschung der anderen umgewendet wird“.

oder, an anderer Stelle:

„der intellektuelle Verrat der sinnproduzierenden und sinnvermittelnden Berufe besteht heute ... vor allem darin, daß sie ihre unentbehrlichen Dienstleistungen für die anderen offen an gruppenhafte Herrschaftsansprüche binden und, wenn diese nicht erfüllt werden, diese Leistungen verweigern“.

Mit der Monopolisierung der Sinnproduktion und Sinnvermittlung etabliert sich die soziologische Reflektionselite nach Schelsky als neue soziale Klasse, die die produktive Arbeit der Gütererzeugenden ausbeutet und sie über das Mittel der stets möglichen Verweigerung der eigenen notwendigen Dienstleistung der Sinnproduktion und Sinnvermittlung unaufhörlich erpreßt; die wesentlichen Instrumente ihrer Klassenherrschaft sind die Freizeitherrschaft, die Monopolisierung von Sozialisation und Information sowie die Sprachherrschaft. In die Verfügung über diese Instrumente gerät die neue Reflektionselite über die Soziologie als Schlüsselwissenschaft

unserer Zeit, und in diesem Zusammenhang wird die Soziologie als Wissenschaft selber in eine andauernde innere Zerreißprobe versetzt: insoweit sie ernstlich Wissenschaft betreibt, produziert sie in der Form wissenschaftlicher Einsichten und Forschungsergebnisse jenen Rohstoff, aus dem manche Soziologen – keineswegs eben alle – und ihre intellektuellen Gefolgsleute die Instrumente ihrer Gruppentherrschaft schmieden. Die These, „die Arbeit tun die anderen“, gilt also nach Schelsky nicht nur im Verhältnis der Sinnvermittlung zu den Gütererzeugenden, sondern sie spaltet auch die wissenschaftlich Tätigen selbst „in eine dienstleistende und in eine machtfordernde Hälfte“. Schelsky sieht einen wichtigen Faktor für das Voranschreiten des von ihm beschriebenen Prozesses darin, daß in unserer Gesellschaft eine „immer mehr der beruflichen Erfahrung entfremdete, der abstrakten Wissenschaft allein überantwortete Ausbildung geschaffen worden ist, bei der dann vor allem die Sozialwissenschaften, genauer die moderne Soziologie und ihre Ableger, die Empfänglichkeit zur sozialen Selbstherrlichkeit entwickeln“. Mit ihrer durch das heutige Ausbildungssystem und die Massenmedien geförderten, ungezügelter Ausbreitung geraten die modernen Sozialwissenschaften in eine unbewältigte Antinomie: Einerseits, so Schelsky, ist „nichts professionell begrenzter ... als ein theoretisches System“, – andererseits aber eignen sich sozialwissenschaftliche Theorien besonders gut dazu, „als scheinbar das Ganze der sozialen Wirklichkeit umfassendes Orientierungswissen mit hohem Bewußtseinszwang den Anschein und Schleier des vermeintlichen vollen Verstehens bei dem fachfremden Publikum“ zu erzeugen. Diese Antinomie habe die moderne Soziologie nicht zu verarbeiten verstanden, – ja sie habe vor der Aufgabe der Bewältigung dieser Antinomie versagt und finde nun den Weg nicht mehr zurück zu den Ursachen ihres Versagens:

„Die von der Soziologie verallgemeinerten Erkenntnisinteressen sind rationalisierte Partikularinteressen des Faches Soziologie, die in ihrem Herrschaftsegoismus durch die Monopolisierung der Definition von Rationalität verhüllt werden.“

2.

Wenn Friedrich H. Tenbruck immer wieder und eindringlich von den „unbewältigten Sozialwissenschaften“ spricht, meint er wohl nicht viel anderes als das eben Wiedergegebene. Sein zentrales Argument, sein zentrales Anliegen unterscheidet sich hier nicht von dem Schelskys. Die Unterschiede in der Kritik, die beide an der gegenwärtigen Soziologie üben, liegen, wenn ich das recht sehe, in zweierlei. *Zum einen*: Schelsky gießt seine Kritik in die Form einer zeit- und gesellschaftsdeutenden Theorie, der Theorie von der Klassenherrschaft und vom Priestertrug der soziologischen Reflektionselite, und er versetzt sich mit diesem ehrgeizigen Vorhaben selber unter einen Evidenz- und Konsistenzzwang, der, wie sich am einerseits polemischen, andererseits bekenntnishaft-persönlichen Stil seiner Argumentationen zeigt, nicht durchzuhalten ist. Damit verfällt er zugleich selber eben jener soziologisierenden Zwanghaftigkeit der Argumentation, die er als Grundlage verfehlter Herrschaftsansprüche moderner Soziologie ins kritische Visier nimmt. Tenbruck dagegen verfährt diskursiv. Er rückt das für ihn Unbewältigte an den gegenwärtigen Sozialwissenschaften in den Horizont einer Reflektion darauf, was Aufklärung heute noch bedeutet – oder nicht mehr bedeutet –, und wenn es auch bei ihm an beißenden Wendungen gegen die Macht der progressiven sozialwissenschaftlichen Intelligenz in unserer Gesellschaft nicht fehlt, so baut er doch dies nicht zu einer Herrschaftstheorie

eigener Art aus. Sein Interesse konzentriert sich vielmehr darauf, jene Züge der Künstlichkeit zu entlarven, die nach ihm das Zusammenleben der Menschen unter dem sich ausweitenden Bewußtseinsdruck der Ergebnisse und Wirkungen der Sozialwissenschaften angenommen hat. Die zweite gesellschaftliche Wirklichkeit, mit der die Sozialwissenschaften die Lebenswelt, die sie sich zum Gegenstand gemacht haben, überzogen haben – das ist sein Thema, unter der Frage: Was ist an ihr noch jene Aufklärung, in deren Namen die Sozialwissenschaften dies alles betrieben haben und betreiben?

Zum zweiten: Während Schelsky gegenüber der Aussicht, die Soziologie könne die von ihm beklagte Fehlentwicklung selbst in den Griff bekommen, resigniert und diese Resignation bis in persönliche Konsequenzen hinein in die Position einer „Anti-Soziologie“ verwandelt, bleibt Tenbruck seiner (unserer) Disziplin bewußt verbunden und appelliert von innen heraus an ihr wissenschaftliches Gewissen.

„Was folgt aus all dem? Gewiß nicht der Ruf, diese Wissenschaften abzuschaffen; denn sie sind jeder säkularen Gesellschaft unentbehrlich. Auch nicht die Aufforderung, mit ihnen zu rechten; denn sie haben die Folgen nicht gewollt, und wir alle waren daran, so oder so, beteiligt. Erst recht nicht das Ansinnen, ein Fach von außen zu beeinflussen. Denn unser Grundsatz bleibt es, daß nur die Wissenschaft darüber befinden darf, was sie ist und sein will.“

Zwar ist auch Schelskys persönliche Abwendung von der Soziologie nicht eindeutig, wie seine kürzliche Replik auf Lepsius' Darstellung der neueren Soziologiegeschichte in der Bundesrepublik zeigt, – und auch in der Analyse bleibt seine Einschätzung der Chancen der Soziologie, ihre eigene problematische Rolle in der Gesellschaft in den Griff zu bekommen, nicht widerspruchsfrei. Nur durch wenige Buchseiten voneinander getrennt, finden sich Äußerungen wie die,

die Soziologie werde als wissenschaftliches Fach schlechthin ihrer unwissenschaftlichen Wirkungen wegen bezweifelt und abgelehnt, und man werde die unwissenschaftlichen Auswirkungen der Soziologie nicht *innerhalb* der Soziologie beheben können; vielmehr müsse sie ihre große Zeitwirkung verlieren und wieder zu einem esoterischen Fach werden,

aber auch die, daß

die Soziologenherrschaft nur von Soziologen bekämpft werden könne, gleichsam von „ideellen Überläufern“.

Gewiß, Schelsky denkt hier in „zwei Soziologien“, und in dieser Perspektive verwischt sich der Widerspruch zwischen diesen beiden Äußerungen. Doch Tenbruck wirft das Problem der „zwei Soziologien“ gar nicht erst auf, sondern legt mit seiner Kritik zugleich auch immer dar, was innerhalb der Soziologie geschehen müsse, um den beklagten Zustand zu ändern, – eine Denkmöglichkeit, die sich Schelsky, so meine ich, selber versperrt, indem er eben seine Kritik in die Form einer zeitdeutenden Theorie gegenwärtiger Soziologie und Gesellschaft gießt: So wird das von ihm Kritisierte für ihn Gegenstand, mit dem er sich nicht mehr identifizieren, von dem er sich nur noch abwenden, *gegen* den er sich nur noch wenden kann. In dieser Differenz zwischen den beiden Kritikern der Soziologie liegt auch begründet, daß die Auseinandersetzung mit dem einen leichter – diskursiver, argumentativer – geführt werden kann als mit dem anderen. Schelskys eigener Anti-Soziologismus immunisiert sich gegen die rationale Auseinandersetzung mit der von ihm kritisierten Soziologie; Tenbrucks kulturkritische Diskursivität verbleibt im Horizont sozialwissen-

schaftlicher Reflektion, und die Elemente seiner Kritik bleiben damit der rationalen Auseinandersetzung seitens der kritisierten Sozialwissenschaften eher zugänglich.

Ich will nun versuchen, die Auseinandersetzung mit beiden Kritikern der Soziologie an einigen zentralen Punkten ihrer Kritik zu führen, und ich beginne mit der epochalen Schlüsselfunktion, die beide der Soziologie zuschreiben.

3.

Schelskys These von der Schlüsselrolle der Soziologie in unserem Jahrhundert ist wirkungsanalytisch angelegt. Sie bezieht sich auf die Auswirkungen der Soziologie auf andere Wissenschaften, auf das öffentliche Bewußtsein und auf das Alltagsdenken, und was sich da nun, der Soziologie zugeschrieben, genauer auswirkt, wird auf die Formel von der „gesellschaftlichen Auffassung vom Menschen“ gebracht. Die besondere Perspektive der Soziologie auf die Wirklichkeit, in der der Mensch lebt, sei Allgemeingut geworden, mit dem Aufstieg der Soziologie seien „alle unsere Wissensbestände soziologisiert worden“ (Tenbruck). Das Bedenkliche an diesem Vorgang bestehe *zum einen* darin, daß die Soziologie als Wissenschaft im Zuge dieses Vorganges die Kontrolle über die Angemessenheit der Verwendung ihrer Ergebnisse verloren habe (obgleich sie auf solche Kontrolle nicht nur als Wissenschaft verpflichtet sei, sondern auch Grenzen und Möglichkeiten solcher Kontrolle für Wissenschaft schlechthin sich zum eigenen Thema gemacht habe); – *zum anderen* darin, daß mit der wissenschaftlich unkontrollierten Ausbreitung der von der Soziologie getragenen „gesellschaftlichen Auffassung vom Menschen“ das Menschenbild der Wissenschaften und das Bild der Gesellschaftsmitglieder von sich selber soziologisiert, und das heißt für Schelsky und Tenbruck vor allem: entpersonalisiert worden seien. Diese beiden Aspekte bilden den Kern der kritischen Diagnose, und es kann bei seiner Behandlung zunächst außer Betracht bleiben, ob der diagnostizierte Vorgang (wie bei Tenbruck) als „fatales Fatum“ ins Bewußtsein der Profession gerückt werden soll, – oder aber, wie bei Schelsky, als Anklage formuliert wird gegen diejenigen unter den Soziologen, die diesen Vorgang als einen der Etablierung eigener Herrschaft betreiben.

Nun stößt die rekapitulierte diagnostische Behauptung natürlich zunächst auf die verständnislose, ja empörte Gegenwehr jener, die gleichsam an der Front der Profession den harten wissenschafts- und berufspolitischen Kampf um die Durchsetzung der Soziologie als Lehrfach und Forschungsdisziplin im Wissenschaftsbetrieb – sowie um die Durchsetzung der Berufsfähigkeit von Soziologen auf dem Arbeitsmarkt außerhalb des Wissenschaftsbetriebes auszukämpfen haben. Ihre Erfahrung ist bestimmt von der Mühsal, soziologischen Lehrstühlen und Instituten an den Hochschulen eine halbwegs zufriedenstellende Ausstattung zu verschaffen, – ja sie erst einmal einzurichten; – davon, die Forschungsinteressen der Sozialwissenschaften in den forschungsfördernden Institutionen gegen die Ansprüche, die Skepsis und die Abwehr anderer Disziplinen, vorab der Naturwissenschaften und der technischen Wissenschaften, durchzusetzen; – davon, in der Politikberatung die soziologische Perspektive z.B. gegen die zumeist vorherrschende juristische Perspektive zur Geltung zu bringen; – davon, bei den Kultusministerien eine angemessene Berücksichtigung der Soziologie in der Ausbildung von Lehrern zu erreichen; – davon, auf dem außerakademischen Arbeitsmarkt Tätigkeitsbereiche für Soziologen zu sichern; – um nur einige Beispiele solcher Mühsal zu nennen. Denen, die sich solcher Mühsal

ausgesetzt finden (und wer von uns kann das nicht für sich sagen), will die These von der Schlüsselrolle der Soziologie in unserer Epoche nicht so recht auf Anhieb einleuchten. Doch wir müssen wohl das Theorem von der Perspektivität der gesellschaftlichen Wirklichkeit auch ernst nehmen, wenn es um uns selber geht: Alle Belege für die Irrelevanz, die Inferiorität und die Stigmatisierung der Sozialwissenschaften, die in der Perspektive der professionellen „Frontkämpfer“ auftauchen, widerlegen, für sich genommen, die vorhin zitierte Diagnose noch nicht (wenngleich mit Nachdruck festzuhalten ist, daß auch sie zu registrieren und zu würdigen wären, wenn man eine solche Diagnose wagt). Ja, bei Licht betrachtet, haben unsere heutigen Bemühungen um eine akademische wie außerakademische Durchsetzung und Festigung der Soziologie schon immer das mit zur Voraussetzung, was in der Diagnose unserer Kritiker zur Sprache kommt: Wir kämpfen eigentlich weniger um die Anerkennung der Soziologie als vielmehr gegen die Folgen, die uns heute aus der Überdehnung und dem Ausufern der Soziologie in den sechziger Jahren im Wissenschaftsbetrieb wie im öffentlichen Bewußtsein entgegentreten. Und daß dies so ist, sehen wir nicht gern, ebenso wenig wie unsere Kritiker sehen, daß der epochale Anspruch ihrer Diagnose die zeitgeschichtliche Geltung der in ihr enthaltenen Tatbestandsbeschreibungen verwischt.

Beinahe wichtiger noch als dieses ist etwas anderes. In allen unseren heutigen Bemühungen um die Durchsetzung und Festigung der Stellung der Soziologie steckt auch ein Moment des Kampfes um die Wahrung unserer Seriosität angesichts mancher Verballhornung und Instrumentalisierung, die die soziologische Perspektive, wenn es sie denn gibt, im Zuge ihrer Übernahme in andere Disziplinen erfahren hat – und nicht selten kämpfen wir hier zu unserer eigenen Verwunderung in einer Linie mit den ganz und gar nicht-soziologisierten Fachvertretern anderer Disziplinen gegen deren soziologisierende Subkulturen. Ein Kampf, den wir wohl in Zukunft sehr viel härter werden führen müssen als bisher, wenn uns denn daran liegt, die Seriosität soziologischen Denkens und Forschens gegenüber seinem Streuen auf den Feldern anderer Disziplinen zu wahren. Wie man es auch dreht und wendet: in einem haben Schelsky und Tenbruck sicherlich recht: wenn sie uns eindringlich auf den Identitätsverlust der Soziologie aufmerksam machen, der mit der Übernahme ihrer Perspektive durch andere einhergeht.

Wenn wir die Schlüsselfunktion, die der Soziologie von Schelsky und Tenbruck zugeschrieben wird, schrittweise abzuklären versuchen, kommen wir nun zu einem Punkt, an dem besondere Aufmerksamkeit gefordert ist: die Behauptung von der Soziologisierung des öffentlichen Bewußtseins und des Alltagsdenkens.

4.

Tenbruck spricht, wenn es ihm um dies geht, emphatisch von Kulturrevolution. Jenner neue Schub der Verwissenschaftlichung des kulturellen Selbstverständnisses, der mit dem Aufstieg der Human- und Sozialwissenschaften wie ein „Naturereignis“ über die westliche Welt hereingebrochen sei, erscheint ihm als eine Kulturrevolution, „welche die humanen und sozialen Wissensbestände unserer Zivilisation umgeschmolzen“ habe.

„Wie ein gefährlicher Fremdkörper hat sich das Wissen (der Human- und Sozialwissenschaften) in die Köpfe der Menschen, in die Einrichtungen der Gesellschaft, in den geistigen Haushalt der Nation und in unser Weltbild hineingefressen. Am eigenen Leib hat jedermann erlebt, wie diese

Wissenschaften unaufhaltsam in unser Leben drängen. Sie haben Schule, Bildung, Universität, Sprache, Literatur, Theater, Kulturbetrieb und Massenmedien verändert, aber auch öffentliche Meinung, Politik, Verwaltung, Arbeit, Beruf, Alltag und Kirche. In zwei Jahrzehnten haben sie die Welt durch eine Kulturrevolution verunsichert, die noch immer neue Bewegungen und Gruppen, Fraglichkeiten und Streitigkeiten aus sich entläßt.“

Das Dramatische am sprachlichen Ausdruck, die Emphatik der Begrifflichkeit behindern eher die Wirkung, die Tenbruck wohl mit solchen Ausdrucksmitteln erzielen will; sie schrecken aber wie ein eiskalter Strahl, und die so dargebotenen Aussagen laufen, wo sie auftreffen, ab wie Wassertropfen an einer Felswand. Wir werden nachdenklich erst, wenn wir sie Stück für Stück distanziert in Augenschein nehmen. Es ist ja wohl ein Stück unserer Erfahrung, daß wir oft genug mit einigem Erschrecken jener Sprache der Bildungs- und Wissenschaftspolitiker, der Sozialpolitiker und Journalisten lauschen, in der uns die Handlungsprobleme unserer Zeit im Kleid unserer eigenen Begrifflichkeit dargeboten werden – nur daß dieses Kleid in einem Maße verschnitten ist, daß wir nicht mehr zu entdecken vermögen, was eigentlich in ihm steckt. Und: ist es nicht so, daß wir oft genug in unserer eigenen Forschung mit Erstaunen wahrnehmen, daß unsere Informanten und Probanden die Antworten auf unsere Fragen immer schon in jener Sprache der Indikatoren darbieten, die wir für uns ersonnen haben, um nach unserem Erkenntnisziel aufzuarbeiten, was sie uns eigentlich zu sagen haben. Und finden wir nicht bis in die Leitartikel der Provinzpresse hinein die Darstellung der Ereignisse, auf die unser Interesse gelenkt werden soll, in eben jene Indikatorensprache gefaßt? Und vergeht uns auch nicht, in unserem eigenen Alltagsleben, gelegentlich das anfängliche Lächeln, wenn wir unsere Studenten ebenso wie unsere Söhne und Töchter über ihre persönlichen Erfahrungen und Probleme reden hören in eben jener indikatorischen Sprache unserer professionellen Lebenswelt – so als wäre sie ihre eigene?

Fragen dieser Art ließen sich noch mehrere formulieren; sie alle verweisen auf die Erfahrungssubstanz dessen, was Tenbruck als „Kulturrevolution“, – Schelsky als „meta-wissenschaftliche Primärwirkung der Soziologie“ beschreiben will, und von dem beide meinen, die Soziologie habe das alles auf dem Gewissen und wisse das nicht: sie verspüre es noch nicht einmal, wenn sie, wie in ihrer eigenen Befragungsforschung, auf die harte Wirklichkeit jener „zweiten künstlichen“ Gesellschafts- und Selbsterfahrung stoße, die mit der Verbreitung und Veralltäglichung der sozialwissenschaftlichen Indikatorensprache erzeugt worden sei. Findet man Sinn an Wortspielen, so könnte man sagen, daß eine der Schlüsselfunktionen der Soziologie, die von uns selber bislang nur unzureichend wahrgenommen worden ist, in unserer Zeit in der Tat darin besteht, daß sie die Gesellschaftsmitglieder (und nicht nur die unmittelbar durch sie gebildeten) gelehrt hat, die Wahrnehmung des Gesellschaftlichen an ihrer Existenz von vornherein zu *verschlüsseln*, – zu verschlüsseln in der Indikatorensprache der Sozialwissenschaften, die, wird sie außerhalb des professionellen Zusammenhanges verwendet, unversehens ihre ursprünglich indikatorische Funktion verliert und zum Ausdruck der Sache wird. Man könnte auch sagen: Die Sozialwissenschaften haben – nolens volens – dazu beigetragen, ihren eigenen Gegenstand, die gesellschaftlichen Beziehungen, in den Köpfen derer, die ihn ausmachen, zu reifizieren, – und das hat Folgen. Folgen zunächst für die Gesellschaftsmitglieder selber, die die Erfahrung ihrer gesellschaftlichen Existenz auch für sich selber – und nicht erst in der Befragung durch uns – nur mehr in objektivierten Kategorien auszudrücken vermögen – das, wie Schelsky sagt, schon immer vor-gedeutete Elend an die Stelle des erfahrbaren Elends setzen. Schelskys und Tenbrucks epochale kultur-

kritische These, der Aufstieg und die Verbreitung der Sozialwissenschaften trügen zur Auflösung der Person bei, hat hier unbestreitbar ihren harten Kern, zeigt an ihm freilich auch ihre Grenzen: denn Vorgänge wie diese gibt es – von der Darwinisierung des Alltagsbewußtseins um die Jahrhundertwende bis zu seiner späteren Freudianisierung – zu Hauf in den gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen, die allemal auf Vor-Deutungen angewiesen sind, wenn sie Deutungen für sich treffen. Ein solcher Verweis enthebt uns freilich nicht unserer bislang kaum wahrgenommenen Verpflichtung, die „geistig-sozialen Mechanismen“ (Schelsky) aufzudecken, über die wir selber über alle unsere Absichten hinaus den Gegenstand verändern, den wir erforschen wollen, – aber ein solcher Verweis rückt diese Verpflichtung an die rechte Stelle, an der sie erst kritisch diskutierbar wird.

5.

Folgen nun hat die verschlüsselnde Wirkung der Soziologie auf das öffentliche und alltägliche Bewußtsein ihres Gegenstands auch für die sozialwissenschaftliche Forschung selber: und zwar nicht nur unter der Frage, wie wir denn nun auf dem Königsweg unserer Forschung, der Befragung, durch den von uns induzierten Schleier der indikatorischen Wirklichkeitserfahrung hindurchstoßen können. Vielmehr: auch dort, wo wir es mit dem organisationellen und institutionellen Gefüge unserer Gesellschaft zu tun haben, stoßen wir längst immer wieder auf die Folgen unserer Induktionen, ohne es immer auch gleich zu merken: in der Bildungsforschung vorab, in der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, in der Forschung zur sozialen Sicherung. Wohlgermerkt: es geht, erörtert man solche Fragen, nicht darum, hinter den sozialwissenschaftlich induzierten Regelungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit so etwas wie die „eigentliche“, gleichsam unverfälschte gesellschaftliche Wirklichkeit kenntlich zu machen; solche Naivität mögen wir unseren Kritikern gern unterstellen wollen, um ihnen aus dem Weg gehen zu können. Vielmehr geht es darum, den Blick auf das Wirken der immer schon sozialwissenschaftlich induzierten Regelungen in der untersuchten gesellschaftlichen Wirklichkeit freizulegen und nicht so zu tun, als ob ihnen, nachdem sie Bestandteil der gesellschaftlichen Wirklichkeit geworden sind, noch so etwas wie jener distanzierte Status zukäme, den wir als die Induzierenden so gern für uns in Anspruch nehmen. Mit aller gebotenen Zurückhaltung, aber doch auch mit unverhohlener Skepsis möchte ich hier die Frage formulieren, ob nicht die derzeit ins Kraut schießende sozialwissenschaftliche „Begleitforschung“ hie und da gleichsam auf sich selber sitzenbleibt, indem sie sozialwissenschaftlich induzierte Neueregungen institutioneller Beziehungen behandelt, als hätten sie Laboratoriumscharakter.

Wie auch immer: *Mit* Schelsky und Tenbruck meine ich, daß in unserer gegenwärtig betriebenen Forschung die Sonde für das, was uns in unseren Gegenständen an unserer eigenen Wirkung auf sie erscheint, nicht sonderlich scharf ist – trotz aller Selbstreflexivität, die wir in die Wissenschaftssoziologie investiert haben und der die wissenssoziologische Trennschärfe oft mangelt. *Gegen* Schelsky und Tenbruck meine ich, daß angesichts des kritischen Potentials, das unsere Disziplin im Zuge ihrer jüngsten Entwicklung angesammelt hat, keinerlei Anlaß besteht, diesen Mangel zu dramatisieren. Gewiß haben zwei, drei Jahrzehnte eines bemerkenswerten Aufstiegs der Sozialwissenschaften nicht nur deren Gestalt verändert, sondern durch sie selber auch ihre Gegenstände. Und gewiß ist dieser schon des öfteren thematisierte und

doch so verzwickte gebliebene Zusammenhang noch keineswegs angemessen verarbeitet. Doch dient es eher der Steigerung als der Lösung dieser Problematik, wenn man sie zum Anlaß nimmt, die Öffentlichkeit davor zu warnen, daß, so Tenbruck, „eine Kultur, wenn sie auf die Sozialwissenschaften blind hört, sich wie ein Lemmingszug selbst in den Abgrund stürzt“.

Auch eine so gewendete Kritik an den Sozialwissenschaften hat ja ihre gesellschaftlichen Wirkungen, und daß sie von Soziologen vorgetragen wird, bleibt ein Indikator für die Fähigkeit dieser Disziplin zur Selbstkritik auch dann, wenn sich zumindest einer dieser Kritiker selber als Anti-Soziologe begreift.

6.

Zur Kritik, wie Schelsky und Tenbruck sie an der Soziologie üben, gehört auch eine massive, gelegentlich zur Karikatur geratende Kritik an ihrer Betriebsamkeit in Lehre und Forschung. Und wiederum gilt, daß sich dem Leser solcher Kritik ambivalente Reaktionen aufdrängen. Wer von uns wird sich nicht schon einmal mit Tenbruck die Frage gestellt haben, ob nicht ein „Bruchteil der heutigen Forschung vollauf genüge, um unsere intellektuelle Neugier zu befriedigen“, – und ob nicht vielleicht auch das Informationsbedürfnis der Entscheidungsträger in unserer Gesellschaft quantitativ durch die Forschungskapazität im ganzen längst gedeckt sei, ja sogar Gefahr laufe, durch ein Überangebot an Forschung zerstört und verunsichert zu werden? Doch stellt man sich mit Tenbruck diese Frage, vergißt man allzu leicht, daß es erst in den sechziger und siebziger Jahren in einem Kraftakt, an dem auch die DGS nicht unbeteiligt gewesen ist, überhaupt zum Aufbau einer nennenswerten Forschungskapazität, und vor allem zum Aufbau einer dauerhaften Infrastruktur der sozialwissenschaftlichen Forschung gekommen ist, die, nachdem sie nun halbwegs geschaffen ist, auch des planvollen und überlegten Einsatzes, sicherlich auch der Zügelung bedarf. Nichts könnte uns auf die Dauer fataler sein als eine „in Überfülle, Spezialisierung, Professionalisierung und Praxisdienlichkeit“ (Tenbruck) erstickende Sozialforschung, in der die notwendige „Latenzzeit“ (Tenbruck) zwischen erzielten Ergebnissen und ihrer kompetenten fachinternen Kritik, – zwischen der Produktion von Ergebnissen und ihrer praktischen Umsetzung gegen Null ginge, und die damit zum gesellschaftlichen Erzeuger höchstbedenklicher Halbbildung würde. Und ähnlich haben wir uns alle sicherlich schon oft gefragt, wohin eigentlich der Weg führt, den wir mit der Einführung vermeintlich berufsqualifizierender Diplomabschlüsse eingeschlagen haben. Als einem der Mitbegründer des Konzepts der „aktiven Professionalisierung“ ist mir schon klar, daß in dieses Konzept eine pragmatische Transformation einer „self-fulfilling prophecy“ eingegangen ist: entdeckte Bedürfnisse, um sie befriedigen zu können. Doch einen gesellschaftlichen Bedarf an beruflich tätigen Soziologen zu entdecken und öffentlich bewußt zu machen, ist etwas anderes als ihn zu erzeugen, um Herrschaftspositionen einnehmen zu können, und auf dieser Unterscheidung müssen wir – gegen Schelsky und Tenbruck – nachdrücklich beharren. Wenngleich ich sofort hinzufüge, daß die Grenzziehung zwischen Entdeckung und Erzeugung von Bedarf an professionell betriebener Soziologie selber ein gesellschaftlicher Prozeß ist, der Eigendynamik gewinnen kann und sicherlich hier und da auch erlangt hat, dann mit all den Folgen, die an ihm kritisiert werden können. Dem haben wir uns zweifellos zu stellen, und vielleicht ist es wirklich richtig, daß wir jetzt ein Stadium der Entwicklung unserer akademischen Lehre

erreicht haben, in dem es weniger um die Vermehrung soziologischer Studiengänge und um die Vermehrung der Zahl ihrer Absolventen gehen sollte als vielmehr um die Konsolidierung der Studiengänge und um Hebung ihres Niveaus einerseits, um Konzentration auf qualitativ hochwertige Einrichtungen für den wissenschaftlichen Nachwuchs andererseits. All das ist, so scheint mir, innerhalb des Wirkungsrahmens, den sich unsere Profession gegeben hat, durchaus angemessen formulierbar und diskutierbar, auch ohne daß man sich auf eine Theorie von der Herrschaft einer soziologischen Reflektionselite oder auf eine epochale These von der Selbstwiderlegung der Aufklärung durch den Aufstieg der Sozialwissenschaften einläßt. Warum, so fragt man sich, dann diese kulturkritischen Paukenschläge, in denen der Ton, der angestimmt werden soll, in seiner eigenen Übersteigerung verlorengeht? Oder sollte es vielleicht doch so sein, daß wir fast taub geworden sind gegenüber feineren Tönen der inneren Kritik und solcher Paukenschläge bedürfen, – ja, daß wir, wie die bisherige Folgenlosigkeit der hier behandelten Kritik andeuten könnte, noch nicht einmal durch sie herausgerissen werden aus den Befangenheiten unseres Faches? Dies bringt mich auf einige Bemerkungen zur Lage der inneren Kritik in unserem Fach.

7.

Um sie scheint es heute in der Tat nicht allzu gut bestellt zu sein. Zwar haben wir uns spätestens seit dem Ende der sechziger Jahre ein mit einem hohen Maß an Selbstverständlichkeit ausgestattetes professionelles Bewußtsein zugelegt, indem wir uns auf uns selber als auf *kritische* Sozialwissenschaftler beziehen, – kritisch nach innen und außen. Doch die Praxis unseres Handelns in Lehre und Forschung scheint in zunehmende Diskrepanz zu diesem Selbstverständnis zu treten. Nach dem Berliner Soziologentag 1979 wurden Stimmen laut, die unter dem Eindruck dieses Kongresses eine fortschreitende Ausbildung von „Domänen“ in unserer Disziplin auszumachen meinten: Domänen der Thematik der Forschung und des Vorgehens in der Forschung, mit denen gleichsam „claims“ abgesteckt und nach innen und außen gesichert würden, wobei die kritische Kommunikation über die Grenzen von Forschungsgebieten hinweg durch Verfahren segmentaler Kompetenzdefinition und Kompetenzzuweisung ersetzt würden. Diese Stimmen korrespondieren mit der kürzlich von Norbert Elias vorgetragenen Beobachtung, in den Human- und Sozialwissenschaften vollziehe sich eine Neigung zur Zirkel-, ja Sektenbildung, die u.a. dadurch gekennzeichnet sei, daß sich zahllose spezialistische, sekteninterne Debatten entwickelt hätten, deren Dokumentation in Literatur und Fachpresse eher der Förderung des jeweiligen internen Konsens denn der Förderung des Fortschritts in der Gesamtdisziplin diene. Man mag diese Erscheinung als Folge schnell fortschreitender Wissensproduktion und Wissensdifferenzierung in der Soziologie sehen, – als Folge der Verengung des akademischen Arbeitsmarktes bei gleichzeitiger Spezialisierung der auf dem akademischen Arbeitsmarkt angebotenen Positionen, – oder aber auch als *eine* Reaktion auf die grundlagentheoretischen Auseinandersetzungen der sechziger Jahre, die das Fach insgesamt erfaßten, in zwei Lager aufzuspalten drohten und doch für die Entwicklung seiner Forschung relativ folgenlos blieben – zu übersehen aber ist diese Erscheinung nicht. Mit ihr geht einher ein Verlust an innerem kritischen Potential der Gesamtdisziplin, was sich u.a. ausdrückt im allmählichen Niedergang der Rezensionspraxis in unserem Fach, – die immer zufälliger, perspektivenloser und sektiererischer geworden ist. Es ist ja wohl nicht von ungefähr,

daß der mit hohem Aufwand und Niveau betriebene Versuch, mit der „Soziologischen Revue“ eine Rezensionszeitschrift von Format zu schaffen, zu scheitern droht, weil der Absatz dieser Zeitschrift hinter allen begründeten Erwartungen zurückbleibt, *obgleich* jedermann, wenn ich es recht sehe, geflissentlich bereit ist, diesen Versuch in hohen Tönen zu loben. Aber mehr noch: an keiner mir sichtbaren Stelle wird die breite Forschungspraxis unseres Faches kontinuierlich dokumentiert in einer Form, die sie einer wirksamen fachinternen, geschweige denn einer öffentlichen Aneignung und Kritik zugänglich machte, und man gewinnt zunehmend den Eindruck, daß nicht nur die Kritikfähigkeit und Kritikbereitschaft im Fach insgesamt unter der Fülle der domänenhaft betriebenen und in den Domänen gehaltenen Forschungsprojekte erstickt, sondern daß auch die Kritikfähigkeit und Kritikbereitschaft des einzelnen Forschers unter der Eigendynamik der administrativen wie der strategischen und legitimatorischen Handhabung von Projekten zu leiden beginnt. Man muß nicht gleich, mit Tenbruck, hinter all dem eine, wenn auch nicht vorsätzliche (wie Schelsky wohl meint), so doch umfassende und effektive Immunisierungsstrategie der Human- und Sozialwissenschaften sehen. Dennoch bleibt Tenbrucks Hinweis bedenkenswert, daß wir uns, in kaum noch wahrgenommenem Widerspruch zu unserem Selbstverständnis, kritische Sozialwissenschaft zu sein, auf eine Art „postulative Legitimation“ (Tenbruck) eingerichtet hätten, die Fragen nach der Leistung, mögen sie fachintern oder öffentlich aufgeworfen werden, mit programmatischen Erklärungen und der Forderung nach verstärkter Förderung beantwortet – und unterläuft.

„Aus der Absicht, die Gesellschaft zu entschlüsseln, um eine vernünftige Politik zu ermöglichen, entnehmen (die Human- und Sozialwissenschaften) die Gewißheit, daß mehr Förderung sie diesem Ziel näherbringt. Es ist keine Übertreibung festzustellen, daß diese Fächer seit 200 Jahren von einer postulativen Legitimation leben, wenn sie versprechen, daß sie eben im Begriff stünden, zu einer praktisch verlässlichen Wissenschaft zu werden. Insofern treten sie ständig so geschickt auf der Stelle des „Noch nicht“, daß sich ihnen zahllose Entlastungsstrategien ... eröffnen, so daß ihnen die Mittel für künftige Leistungen bewilligt werden, ohne nach den alten zu fragen.“ (Tenbruck)

So gerät die sozialwissenschaftliche Forschung angesichts unzureichender innerer Aneignung und Kritik innerhalb des Faches allmählich in einen Widerspruch zwischen Förderungsanspruch und umsetzbarer Leistung hinein, und ihr Ertrag droht in den akademischen Zirkeln ebenso wie in den Stabstellen der Politikberatung zu versickern. Die nicht mehr allgemein zugängliche Breitenentwicklung der Forschung mindert die Chancen der jeweils anderen Fachkollegen, sich mit Kritik oder eigener Forschung rechtzeitig und wirksam in die Diskussion einzuschalten, und mit dem Verlust an Überblick und an für jede Kritik unabdingbarer Zeit schrumpft schließlich auch die Kompetenz zur Kritik auf ein domänenhaftes, ein „provinzielles“ Maß. Die Einsicht kritischer Sozialwissenschaft, daß – um Habermas im übertragene Sinne zu zitieren – der Forschungsprozeß durch die Akte des Forschens hindurch jenem gesellschaftlichen Zusammenhang zugehört, auf den er sich richtet, mag nach wie vor gern und eifrig aufs Panier unserer Forschung geschrieben werden. Doch scheint diese Einsicht nicht so weit in die Praxis forschenden Handelns durchgeschlagen zu sein, daß wir in ihr die Wirkungen unseres Handelns auf unseren Gegenstand ebenso wie die Befangenheiten unseres forschenden Handelns als eines sozialen Handelns zuverlässig und kritisch auszumachen wüßten.

Ich komme zum Schluß. Es ging mir nicht darum, eine programmatische Antwort auf die Frage zu versuchen, ob denn die Soziologie als „Schlüsselwissenschaft“ unserer Zeit anzusehen sei.

Ginge es hier um eine direkte Antwort auf diese Frage, so könnte man treffend Simmel zitieren:

„Die Einsicht: der Mensch sei in seinem ganzen Wesen und allen Äußerungen dadurch bestimmt, daß er in Wechselwirkung mit anderen Menschen lebt – muß allerdings zu einer neuen *Betrachtungsweise* in allen sogenannten Geisteswissenschaften führen“ (G. Simmel, *Grundfragen der Soziologie* (1917), 3. Auflage Berlin 1970, S. 16)

Radikaler, doch im Sinne Simmels könnte man heute die Schlüsselerkenntnis, die die Soziologie zum Wissensfortschritt unserer Zeit beigetragen hat, formulieren als die Einsicht, daß nicht das Individuelle der Baustein des Sozialen, sondern die Vergesellschaftung die Voraussetzung des Individuellen ist. Simmel bettet seine Feststellung ein in sorgfältig abwägende Überlegungen zum Stellenwert dieser Einsicht im wissenschaftlichen Denkprozeß, die von deutlichen Warnungen vor einer Überdehnung des Begriffs von Gesellschaft und des Verständnisses von Soziologie begleitet werden. Dies schützt sicherlich nicht davor – weder damals noch heute –, daß das, was mit solcher Warnung gemeint ist, innerhalb wie außerhalb der Soziologie überhört und nicht beachtet wird. Wo sich dies beobachten läßt, ist eine differenzierte Rückfrage nach den Trägern und den Gründen für eine ‚Überdehnung‘ des Begriffs von Gesellschaft und des Verständnisses von Soziologie sicherlich am Platze: freilich mit dem Zusatz, daß gerade unser Jahrhundert weitaus mehr „Schlüsselerkenntnisse“ als die, die der Soziologie zugeschrieben werden können, hervorgebracht hat, und letztere wiederum als *die* Schlüsselerkenntnis des Jahrhunderts schlechthin darzustellen, zeugt von dem gleichen Denkfehler, der Gegenstand der Kritik ist: von einer ‚Überdehnung‘ nämlich des Begriffs von Gesellschaft und des Verständnisses von Soziologie – und ihrer Wirkungen.

Es ging mir vielmehr darum, die These vom Charakter der Soziologie als Schlüsselwissenschaft unserer Zeit, wie sie vornehmlich von Schelsky und Tenbruck vorgebracht wird, auf einige Elemente ihrer Begründung hin zu untersuchen und sie durch eine solche Untersuchung hindurch als Symptom zu nehmen für Züge am Zustand unseres Faches, die wir zu übersehen, zu verdrängen neigen, – kurz: als ein Symptom für die Befangenheiten unserer Disziplin, das uns wegen solcher Befangenheit offenbar nicht mehr an uns selber erscheint, sondern als Kritik von außen, gegen die wir uns leicht meinen immunisieren zu können. Umgekehrt zeigt eine Betrachtungsweise, wie ich sie hier versucht habe, welche Momente der Immunisierung gerade auch darin stecken, die Kritik am Zustand der Soziologie, stellvertretend für die Human- und Sozialwissenschaften im ganzen, als These von ihrem Charakter als Schlüsselwissenschaft unserer Zeit vorzutragen. Eben darum macht es für mich keinen Sinn, mich auf diese These direkt einzulassen – sie zu bekräftigen oder zu bestreiten. Sie steht mehr für ihre Ableitungen und ihre Begründungen als für sich selber. Und sie so zu diskutieren, deckt, so meine ich, eine Reihe von Deformationen und Befangenheiten am gegenwärtigen Zustand unseres Faches auf, die nicht nur bedenkenswert sind, sondern uns zur wirksamen Selbstkritik veranlassen sollten. Solche Selbstkritik ließe sich in ihrem wünschbaren Ziel auf die Formel bringen, daß wir mehr Entfaltung und Sicherung innerer Kritik brauchen, um der epochalen Über-

steigerung solcher Kritik, die notwendig eintritt, wenn sie auswandert oder sich zur Auswanderung gezwungen fühlt, zu wehren, und um solche Kritiker wieder in den Zusammenhang der Profession hineinnehmen zu können.

Literatur

Helmut Schelsky, *Die Arbeit tun die anderen*, IV. Teil: *Anti-Soziologie*, Deutscher Taschenbuch Verlag: München 1977

Friedrich H. Tenbruck, *Die unbewältigten Sozialwissenschaften*, Manuskript, Tübingen 1979
ders., Einführung zu: Michael Bock, *Soziologie als Grundlage des Wirklichkeitsverständnisses*, Verlag Klett-Cotta: Stuttgart 1980